

Renate Bergmann

*Fertig*  
ist die *Laube*

Die Online-Omi gärtner

Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:  
[www.ullstein.de](http://www.ullstein.de)



Originalausgabe im Ullstein Taschenbuch  
1. Auflage April 2021  
© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2021  
Umschlaggestaltung: zero-media.net, München  
Titelabbildung: © Rudi Hurlzmeier  
Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin  
Gesetzt aus der Amasis  
Druck und Bindearbeiten: CPI books GmbH, Leck  
ISBN 978-3-548-06298-3

*Guten Tag, hier schreibt Renate Bergmann.*

Ach, die Zeit rennt, und sie rennt umso schneller, je älter man wird. Ehe man sichs versieht, blühen schon wieder die Kirschbäume, und es gibt frischen Kohlrabi im Garten.

Letztes Frühjahr sind meine Freundin Gertrud und ich unter die Laubenpieper gegangen. Nicht ganz freiwillig zunächst, aber es wurden dann wunderschöne Wochen. Der Gunter Herbst, was der Lebensgefährte von Gertrud ist, der musste nämlich unters Messer. Sie wissen ja, wie das ist in unserem Alter – wenn man über achtzig ist und die Doktors einen erst mal auf dem Kieker haben, wollen se einem auch ganz schnell Ersatzteile einsetzen. Bei Gunter war es die Bandscheibe, anders als bei mir seinerzeit, wo die Hüfte gemacht werden musste. Er war nicht verunfallt, sondern es knarzte und schrappte so schlimm, dass sich die Amseln schon beim Brüten gestört fühlten, als Gunter seinen Garten umgegraben hat. Er selbst hört das ja nicht, der Mann ist links taub und rechts ... na ja. Man muss schon regelrecht brüllen,

wenn was Wichtiges ist. Aber die Schmerzen hat er gespürt. Da konnte dann nicht länger gewartet werden, auch wenn die Gartenzeit dran war.

Gunter hat eine Parzelle in der Laubenkolonie »Abendfrieden«, schön ruhig gelegen, ein paar Stationen mit dem Bus raus. Und da ihm seine Äpfel und Tomaten so sehr am Herzen liegen, haben Gertrud und ich die Sache übernommen und das Gärtchen gehegt. Wir sind also hin mit Rosenschere und Gummistiefeln. Anfangs dachte ich, wir gehen zwei-, dreimal gießen, aber wissen Sie, wenn man sich richtig kümmern und den Garten in Schuss bringen will, ist das ja nebenbei gar nicht zu machen. So ein Garten ist niemals fertig! Wenn Sie hinten durch sind mit Hacken, sprießt das Unkraut vorne schon wieder nach. Wenn nichts wächst – der Dreck, der wächst! Und unter uns: Wirklich im Griff hatte Gunter sein Stückchen »Abendfrieden« auch nicht. Es war verwildert, überall lag Schrott rum, und das wenige, was er gepflanzt hatte, war Gemüse. Ich bitte Sie! Ein paar Dahlien, Astern und Gladiolen gehören doch auch in den Garten. Das Auge gießt schließlich mit, und meinen Sie, wir hätten mit Gunters Parzelle den zweiten Platz bei der Wahl zum schönsten Garten der Kolonie gemacht, wenn die Wicken nicht so wunderbar geblüht hätten? Ich glaube kaum!

Für den ersten Platz hat es nicht gereicht, wissen Sie, die olle Schlehdorn von Parzelle sechs hat uns einen Ärger eingebrockt, der noch lange nachschwang. So hübsch die Topfpflanze auch war, die sie rübergebracht hat, wir hätten sie nie im Leben ins Gewächshaus stellen dürfen. Wegen Hanfanbau hatten wir das Ordnungsamt

da, denken Sie sich das nur! Da bleibt natürlich was hängen. Aber ein zweiter Platz ist auch schön.

Wir hatten auch viel Hilfe von Ilse und Kurt, die uns mit Rat, Tat und so manchem Setzling zur Seite standen. Gläfers haben ja selber einen großen Bauerngarten hinterm Haus, in dem sie Gemüse, Obst und Blumen ziehen. Die wissen genau Bescheid, auch mit Blattläusen und Brennnesseljauche. Ein herrlicher Sommer war das.

Davon möchte ich Ihnen gern berichten und wünsche eine gute Unterhaltung und viel Freude.

Ihre Renate Bergmann,  
geb. Strelemann



*Gertrud sah* ganz bedröppelt aus.

Wissen Sie, ich kenne meine Freundin eigentlich nur gut gelaunt. Gertrud ist keine, die zum Trübsinn neigt. Sie ist eine Frohnatur, und wenn sie wirklich mal was bedrückt, löst sie das Problem mit einem Stückchen Kuchen, oder sie macht sich eine Stulle. Selbst als es bei ihr gebrannt hat damals und die Feuerwehrleute sie durch das Treppenhaus runtergetragen haben, hatte sie dabei einen Kuchenteller in der Hand und verteilte Streusel-schnecken an die Männer.

Es passte gar nicht zu ihr, dass sie so schweigsam und gedankenverloren bei mir am Küchentisch saß. Ich hörte das schon an der Türklingel, dass da was nicht stimmt. Kennen Sie das? Wenn man Besuch erwartet, tönt die Türglocke anders, als wenn es überraschend läutet. Auch beim Telefon. Wenn meine Tochter Kirsten anruft, höre ich das sofort. Das liegt aber daran, dass Stefan, was mein Neffe und Computerzeuchs-Experte ist, mir das so eingestellt hat, dass dann immer eine besondere Melodie kommt. Wenn Kirsten anruft, ertönt immer »Ich hab ein KNALL...rotes Gummiboot«. Ein ganz Frecher ist das, der Stefan, hihi!

Nach so vielen Jahrzehnten enger Freundschaft kenne ich Gertrud nun gut genug, sodass ich mir sicher war, nicht lange nachbohren zu müssen. Ich legte ihr nur kurz die Hand auf die Schulter und nickte ihr ermunternd zu, da brach sie schon ihr Schweigen.

»Renate, Gunter geht es nicht gut«, sprach sie mit viel Drama in der Stimme. Gertrud übertreibt gerne, insbesondere, wenn es um Krankheiten geht. Sie feiert seit über zwanzig Jahren schon ihren wahrscheinlich letzten Geburtstag und legt sich bei jedem Schnupfen ins Bett, um zu sterben. Meist springt sie dann alle paar Minuten wieder auf, um ihre »Dinge zu ordnen«, und sucht im Nachthemd – und ohne Strümpfe! – nach dem Testament oder nach den Versicherungsunterlagen. Diesen Kram findet sie dann nicht, aber stattdessen andere Sachen, die seit Langem verschollen schienen. Das Sahnekännchen zum geblühten Service zum Beispiel, das Ostern wie vom Erdboden verschluckt war. Gertrud hat dieses Service von ihrer Oma geerbt und hält es in Ehren, aber das Kännchen war weg. Na, wir haben herzlich gelacht, wissen Sie, an Ostern ist schnell ein kleiner Spaß gemacht, wenn es ums Suchen geht. Erst auf der Pirsch nach der Police für die Sterbeversicherung fand Gertrud das Sahnekännchen wieder, und zwar zwischen den Teelichtern hinter dem Besteckkasten. Warum sie da ihre Dokumente suchte, ist mir zwar auch unerklärlich, aber es brachte sie wenigstens vom Leiden ab. Als die Doktoren, die sie auf Hausbesuch bestellt hatte – schließlich war sie ja ein Notfall, mit dem es mutmaßlich zu Ende ging –, bimmelte, machte sie der die Tür mit einer Leberwurststulle in der Hand auf. Das hatten wir schon

ein paarmal, da darf man nichts drauf geben. Sie hat eben einfach einen Hang zum Übertreiben.

Je dramatischer Gertrud tut, desto harmloser löst sich das vermeintliche Unglück meist auf. Deshalb machte ich mir keine großen Sorgen. Es geht aber auch nicht, dass man sie nicht ernst nimmt. Sie braucht ein bisschen Bestätigung in ihrer Jammerei. Nach kurzer Zeit merkt sie meist von allein, dass es Quatsch ist.

So war es auch dieses Mal.

Ich legte ihr also bekräftigend die Hand auf die Schulter und nickte ihr zu, und das reichte schon.

»Gunter muss unters Messer! Es ist die Bandscheibe!«, sprudelte es aus ihr heraus.

Gertrud schluchzte noch zwei-, dreimal bühnenreif, und dann schob sie hinterher: »Renate, apropos Messer – hast du eine Stulle da?«

Große Güte, ja! Die Bandscheibe! Wissen Sie, Gunter ist vierundachtzig Jahre alt, da muss man von einem Segen sprechen, dass es nichts Schlimmeres ist als das. Das haben doch heute so viele Leute, gerade auch jüngere, und das wird geradezu am Fließband operiert. Da muss man sich nun wirklich keine Sorgen machen. Ich schmierte Gertrud erst mal eine Tröste-Schnitte und überlegte, wie ich ihr wohl die Sorgen nehmen könnte.

»Eine mit Leberwurst und eine mit Käse, ja, Renate?«, rief sie mir bereits wieder Regieanweisungen zu. Leberwurst kaufe ich nicht, deshalb legte ich ihr Kochschinken auf die Stulle. Sie kennen bestimmt den Spruch »Im Lotto und in der Leberwurst ist alles drin«, oder? Leberwurst kommt mir nicht ins Haus, es sei denn, hausgeschlachtete von Leuten, die ich kenne. Gertruds

Stimme klang schon kräftiger, und nach dem stärken- den Bütterken, das ich nur mit dünn Margarine bestrich (Gertrud muss wirklich ein bisschen auf die Schollera- Werte achten!), besprachen wir die Lage in aller Ruhe.

Ich muss wohl erst noch zwei Worte zu Gunter Herbst sagen, damit Se verstehen, wer das ist und warum Ger- trud sich so aufopfernd sorgt und kümmert. Also, passen Se auf:

Gunter ist nicht der Mann von Gertrud. Gertrud ist verwitwet, ihr Gustav ist vor gut zehn Jahren entschlaf- fen. Eine Kostverächterin in Sachen Männer war Ger- trud nie, und sie hat auch nicht gewartet, bis die mit der Emanzipation so weit durch waren, dass Frauen nicht nur geheiratet wurden, sondern sich selbst nahmen, was und wen sie wollten. Gertrud hat das schon immer gemacht, bis heute ins – ach Gott, jetzt, wo wir zwei- undachtzig sind, muss ich wohl »hohe« Alter sagen! Sie war nie ein Springinsbett, also kein loses Weibsbild. Da dürfen Se mich nicht falsch verstehen. Aber ein bisschen rumpoussieren mit Männern, sich auf Kaffee und Torte einladen lassen und einen Spaziergang machen – für so was war sie schon immer zu haben. Gertrud hat nie ge- wartet, dass der Maître de Plaisir »Damenwahl« rief. Sie hat einfach den zum Tanzen aufgefordert, der ihr gefiel, und das macht sie bis heute so. Während Wilma Kuckert beim Seniorentanz immer noch schüchtern in der Ecke sitzt und darauf wartet, dass sie nun offiziell den Oskar Tanne auffordern darf, hat Gertrud schon längst ihre zweite Runde mit dem geschwoft. Einmal war der gute Oskar danach ganz durch den Wind, weil Gertrud nicht nur geführt, sondern seine Hand an ihr Mieder gedrückt

hatte. Oskar brauchte einen Schnaps und gab Wilma einen Korb, weil das für diesen Nachmittag genug Weiblichkeit für ihn gewesen war.

Gertrud lässt sich ständig zum Kaffee einladen und bezahlt nie selbst. Die Scharwenzelt mit ihrem Hund durch Spandau, und wenn sie einen älteren Herrn erspäht, der nach Geld aussieht, markiert sie einen Wadenkrampf und lässt sich auf offener Straße von dem Galan massieren. Wenn sie den Herrn erst mal am Fuß hat, ist es ihr ein Leichtes, ihn zum Kaffee in die Bäckerei zu überreden. Sie gibt dann die Dame von Welt und bestellt Schwarzwälder Kirsch mit Likör dazu und gleich ein ganzes Kännchen Kaffee – obwohl drinnen auch Tassen ausgeschenkt werden! –, und wenn es ans Bezahlen geht, wühlt sie zum Schein in ihrer Tasche nach dem Portjuchhe, bis der Herr dann aus Anstand murmelt: »Aber bitte, Frau Potter, lassen Sie mich das doch übernehmen!« Das macht die zwei-, dreimal die Woche. Gertrud amüsiert sich gern und genießt die Gesellschaft von Männern, aber ihr Herz gehört dem Gunter.

Warum, versteht kein Mensch, denn Gunter ist nun alles andere als das, was man eine gute Partie nennen würde. Er hört so schwer, dass man ihn schon fast taub nennen muss. Da er selber nichts versteht, sieht er auch gar nicht ein, dass er was sagen sollte, und stößt meist nur kurze, dahingehustete Worte aus. Gunter ist kräftig gebaut und sowohl vom Gemüt als auch von der Figur her sehr robust. Das ist das Einzige, was er mit Gertrud gemein hat. Ehrlich gesagt verstehe ich nicht, was sie für einen Narren an ihm gefressen hat. Anfangs dachte ich, der Mann hätte Geld. Das würde Gertruds Interesse

an ihm irgendwie erklären. Aber glauben Sie mir, Gunter ist arm wie eine Kirchenmaus. Wir haben sein kleines Häuschen Stube für Stube durchsucht – also, sauber gemacht, genau genommen. Dabei hat man ja Gelegenheit, auch mal nach Geldverstecken zu gucken. Nichts! Sogar in der Räucherzimmer bin ich gewesen und habe mit dem Spinnwebenbesen nach oben hin die Esse durchgestochert, es gab weit und breit kein Geheimversteck und keine Geldkassette. Dabei müsste er was haben, wissen Sie, er war und ist bis heute Landwirt. Er hatte bis vor wenigen Jahren, als die Rentenkasse nicht mehr mitmachte und sich weigerte, weiterhin in bar auszuzahlen, nicht mal ein Konto. Gunter hat zeit seines Lebens in bar gewirtschaftet. So was wie ein Finanzamt ist ihm nicht bekannt, und da die ihm auch nicht schreiben, kann man davon ausgehen, dass die ihn auch nicht kennen und noch nie einen Pfennig Steuern von ihm bekommen haben. Da müsste also im Grunde was sein. Ich habe mir aber selbst ein Bild gemacht, indem ich mit Gertrud wie gesagt Stube für Stube durchsucht habe. Wo eine Renate Bergmann nichts findet, da ist auch nichts, glauben Sie mir. Aus den Ritzen seiner ollen Couch haben wir Münzen in vier verschiedenen Währungen gekratzt, bis zurück zu Reichspfennigen, aber das war alles nicht der Rede wert. Das waren nur aus den Hosentaschen gerutschte Groschen, kein zur Seite gebrachtes Vermögen.

Na, richtiges Vermögen wird er auch nicht haben, also jedenfalls nicht solche Summen wie die Großkopferten oder gar Fußballtrainer. Aber trotzdem! Wenn man ohne Finanzamt wirtschaftet? Da muss doch was übrig bleiben! Mir lässt das bis heute keine Ruhe, aber gut.

»Hast du kein Schmalz?«, fragte Gertrud. Ich guckte nur streng über die Brille, so wie Frau Doktor Bürgel mich immer anguckt, wenn wir über die Zuckerwerte sprechen. Mein Blick verfehlte seine Wirkung nicht. Gertrud schob den Teller mit meinen Stullen unauffällig von sich weg. Sodann begann sie, ausführlicher über Gunters Wehwehchen zu berichten.

»Er ist einfach fertig auf den Knochen, Renate, ich sehe das ja schon seit Jahren kommen. Was meinst du, was der sich an Pferdebalsam auf Rücken und Beine schmieren muss, bis der überhaupt in die Gänge kommt? Aber zum Doktor wollte er ja nicht. Er schwört auf Brennesselumschlag zur besseren Durchblutung und hält Ärzte allesamt für Quacksalber. Jetzt hat er sich ›verhoben«, wie er sagt. Im Garten hat er gebuddelt und sich so das Kreuz wehgetan, dass nichts mehr ging. Die Parzellennachbarin hat mich angerufen, weil er unterm Apfelbaum kauerte und nicht mal mehr aufstehen konnte. Gott sei Dank hatte ich der meine Nummer dagelassen, die wollte mich anrufen, wenn die Quitten reif sind.«

Gertrud machte einen tiefen Seufzatemer und berichtete weiter.

»Ich habe nicht lange gefackelt und bin mit dem Taxi hin. Weißte, Renate, ich hätte den doch gar nicht hochgekriegt, geschweige denn nach Hause! Das kann auch keiner von mir verlangen. Obwohl es ihm gegen den Strich ging und er gebockt hat wie ein Stier, der zum Schlachter soll, habe ich ihn zum Doktor fahren lassen. Wir mussten eine Decke auf den Rücksitz legen, überleg dir das mal. Gunter sah aus wie aus dem Teich gezogen, klatschnass geschwitzt war er und dreckig! Du machst

dir kein Bild. Ich hätte mich geschämt, wenn ich als seine Ehefrau da ... aber so konnte ich sagen, ich bin nur eine Bekannte, die ihn gefunden hat.«

Das konnte ich mir lebhaft vorstellen. Wissen Sie, wenn man im Garten wühlt, hat man nicht die feinsten Sachen an, das ist ganz klar. Aber Gunter trägt selbst am Sonntag Manchesterhosen von seinem Vater und nur an besonderen Feiertagen auch mal eine weinrote Jockinghose. Die ist erst zweimal gestopft und deshalb in seiner Welt »wie neu«. Ich traute mich auch nicht, Gertrud zu fragen, ob der olle Sturkopp wohl wenigstens saubere Unterhosen anhatte. Ich ahnte die Antwort und wollte sie lieber nicht hören.

Kurzum, ich will Ihnen das alles ersparen, was Gertrud haarklein erzählt hat über die Schippkarte, die erst nicht auffindbar und dann seit 1998 abgelaufen war, dass sie dem Gunter gedroht haben, ihn festzubinden, wenn er nicht endlich für die Untersuchung stillhält, und auch, dass sie ihn aus der Hose rausgeschnitten haben und all solche Sachen.

Gunter wurde zum Röntchen geschickt, und es kam raus, dass da im Rücken alles verschoben, abgenutzt und rausgesprungen war, was es an Knochen und Gelenken gibt. Doktor Knackthaler hat ihn sofort weitergeschickt ins Krankenhaus, er sagte, er kennt solche Fälle wie Gunter noch aus Erzählungen von seinem Vorgänger. Wenn man Gunter erst mal nach Hause gelassen hätte, wäre der nie mehr wiedergekommen, sagt er, und Gertrud nickte beipflichtend, als sie es mir erzählte. Jedenfalls lag Gunter nun auf der chirurgischen Station im Ilsenkrankenhaus und musste unters Messer.

Zwei Bandscheiben wollten sie generalerneuern, Gunter wurde noch ein bisschen untersucht, ob sein Kreislauf das wohl mitmacht, ob er geimpft ist und ob er Würmer hat und solche Geschichten, aber das Urteil stand fest.

Wissen Sie, die müssen da ja erst mal gucken, wen sie so vor sich auf dem Tisch liegen haben, bevor sie anfangen können zu schnippeln. Am Ende ist es ein Trinker, oder der hat sonst was für Blutdruckwerte. Da hat ja keiner Freude, wenn es zu Komplikationen kommt. Erst recht im Fall von Gunter, der seit seiner Musterung zum Militär keinem Arzt mehr näher als auf zwanzig Meter gekommen ist. Die »checkten« den so richtig durch, wie man so schön sagt. Die Oh-Pe an sich ist für die ja reine Routine. »Minimal-inversibel« heißt das Wort, ich habe es mir extra aufgeschrieben. Die schnippeln nicht groß, sondern piksen nur mit einer Kanüle in den Rücken und fummeln dann ein bisschen rum. Das blutet nicht mal mehr richtig, ist aber trotzdem für den Kreislauf eine große Belastung. Deshalb prüfen die im Vorfeld alles genau. Erstens, weil sie damit viel Geld verdienen, und zweitens, weil sie die Leute da wie in Massenabfertigung in den Oh-Pe-Saal rein- und wieder rausschieben. Wenn einer auf dem Tisch schlappmacht, kommt der ganze Ablauf zum Stocken, und sie müssen viele andere Eingriffe verschieben. Ach, dann muss die Sekretärin aus der Verwaltung wieder stundenlang telefonieren und Termine umplanen, das macht nur Ärger! Da hängt ja so viel dran, auch die Reha-Kur hinterher ... Ich weiß Bescheid, ich hatte vor geraumer Zeit ja auch mal einen Eingriff an der Hüfte.

»Gertrud, der Gunter ist ein Kerl wie eine sturm-

gestählte Eiche. Der übersteht das, und sollste mal sehen, wie der wieder flitzt, wenn sie den danach mit Turnen und Schlamm-packungen aufgepäpelt haben«, versuchte ich, mein Trudchen ein bisschen aufzubauen. Ich nahm ihre verschmähten Stullen und schmierte ihr zusätzlich vom Gänseschmalz drauf, das ich noch im Kühlschrank hatte. In solchen Situationen braucht die Seele Nahrung, Fettwerte hin oder her.

»Renate ... ich muss dir was sagen«, druckste Gertrud. Ich spitzte die Ohren.

»Ich habe Gunter was versprochen.« Sie guckte mich mit festem Blick an, und ich ahnte schon, dass es ernst wird. Der olle Rochen würde ihr doch wohl nicht die Ehe angetragen haben? Wissen Se, ich wäre grundsätzlich schon sehr dafür, die Verhältnisse in geordnete Bahnen zu bringen, und würde es gutheißen, ließen sie sich wenigstens standesamtlich zusammenschreiben. Aber Gertrud hat von ihrem Gustav eine so gute Witwenrente! Das müsste man alles wohl überlegen und sich vernünftig durchrechnen, Moral hin und Gerede der Leute her. Am Ende muss man doch gucken, dass man nicht draufzahlt und wie man zurechtkommt!

Aber das war es gar nicht.

»Gunter hat doch seinen Garten, an dem er so hängt«, fuhr Gertrud fort.

Genau genommen hat Gunter nicht nur einen Garten. Er hat ein Stück Land hinterm Haus, auf dem er Kartoffeln, Rüben und andere Sachen zum Verfüttern ans Vieh anbaut, und er hat zwei Parzellen in der Kleingartenanlage. Dort gießt und erntet er Obst und Gemüse. Das ist sein Ein und Alles.

»Ich habe ihm versprochen«, fuhr mein Trudchen drucksend fort, »dass ich ... also, dass wir ... komm, Renate, das bisschen Gießen! Du hilfst mir doch?«

Ach du liebe Güte!

Wissen Se, ich habe die vier Gräber meiner Männer zu versorgen, die in ganz Berlin verteilt ruhen, ich habe in der Ferienzeit Gießfreundschaften mit den Nachbarsgrabwitwen, und auch die Pflanzen von Stefan und Ariane wollen gepflegt werden, wenn die im Urlaub sind.

Habe ich eigentlich schon gesagt, wer Stefan und Ariane sind? Nee, mich dünkt, das habe ich noch gar nicht richtig erwähnt. Der Stefan, das ist ein Neffe meines lange verstorbenen ersten Gatten Otto. Also keine direkte Verwandtschaft, sondern übrig geblieben, nachdem der Otto begraben wurde. Wenn man einen Mann zu Grabe trägt, trennt sich die verschwägerte Spreu vom verwandten Weizen. Viele sehen Se auf der Beerdigung das letzte Mal, aber der Stefan, der ist ein Guter. Der ist immer für Tante Renate da gewesen und ist es bis heute. Wenn es um Zeug mit Strom und Technik geht und mit Computer – auf Stefan ist Verlass. Der kümmert sich, dass mein Händi stets Strom hat, und stellt mir auch den Fernseher so ein, dass auf ZWEI das Zweite ist und keine Barbusigen, die betteln, dass man sie anruft. Und die Ariane, das ist seine Frau. Ein sehr patentes Mädchel, ein bisschen schroff und mit Schwächen auf dem hausfraulichen Gebiet, aber man muss das Ganze sehen, und als Mutter und berufstätige Ehefrau meistert sie das alles prima. Sie haben zwei zauberhafte kleine Mädchen, die Lisbeth und die ... na, sag schon ... das Mäuschen. Ich sage immer »Mäuschen«, wenn mir auf die Schnelle

der Name ... Agneta! Agneta heißt sie, Gott, ja, zwei zauberhafte Engelchen. Die Winklers wohnen gar nicht weit von mir, vor den Toren Spandaus, in einem kleinen Häuschen, was sie unter Zuschuss von Tante Renates Erspartem gebaut haben. Da habe ich auch eine kleine Einliegerwohnung, in die ich, wenn es hier in der Stadt alleine dereinst nicht mehr gehen sollte, umsiedeln kann. Aber noch ist das nicht auf dem Tapet, noch komme ich gut alleine zurecht. Das jedoch nur am Rande, damit Sie wissen, wer Stefan und Ariane sind.

Ich schleppe wirklich schon genug Kannen, ich muss nicht noch Gunters Kohlplantagen wässern! Also, ehrlich gesagt war mir das nicht recht. Es wird mir langsam alles ein bisschen viel. Wenn man über achtzig ist, liegt das Alter oft wie eine Last auf einem. Noch dazu behandeln einen die Leute ja auch, als wäre man schon ein bisschen »angestorben«. Wenn sie mir früher in der Apotheke ein Pröbchen in die Tüte gelegt haben, war es meist eine Pflegecreme für die reife Haut. Das fand ich schon nicht sehr charmant, aber aus heutiger Sicht ... ich hätte lieber wieder eine Creme für die reife Haut als Tee zur Blasenstärkung! Das ist doch wirklich entwürdigend.

Ich sage ganz offen: Die Doktorn rät seit Jahren, ich soll mittags eine halbe Stunde die Füße hochlegen und ruhen. Das mache ich nicht jeden Tag, aber in der letzten Zeit doch immer mal wieder. Gerade wenn das Wetter umschlägt oder ich viel unterwegs war, strengt mich das an, und ich mache gern eine kleine Mittagspause und »horche am Kissen«, wie Ariane, das freche Ding, immer sagt. Ich trete ein bisschen ruhiger. Soll ich mir da einen

Garten aufhalsen? Eine Renate Bergmann ist schließlich auch keine, die eine Sache nur halb oder oberflächlich erledigt. Man muss sich doch klarmachen, dass an so einer Aufgabe auch viel mehr dranhängt als nur ein bisschen Gießen. Es muss gegraben, gehackt und geerntet werden, Unkraut gejätet, der Kompost umgesetzt, vieles, was anstrengt und auf den Rücken geht. Ich mochte gar nicht dran denken!

Wissen Sie, ich kenne mich ein bisschen aus mit dem Gärtnern, ich hatte zeitlebens damit zu tun, Obst und Gemüse zu pflanzen und zu ernten.

Ich wurde nämlich vor der Mauer geboren.

Nee, das kann man so nicht sagen.

Mutter hat mich zu Hause im Bett entbunden, mithilfe von Agathe, der Rotkreuzschwester im Dorf, und nicht vor der Mauer.

Aber noch lange Jahre, bevor die Berliner Mauer gebaut wurde, das wollte ich damit ausdrücken. Ich habe dann gesehen, wie sie erbaut wurde, habe mit ihr gelebt und war natürlich dabei, als das Trumm wieder abgerissen wurde. Jetzt ist sie schon wieder länger weg, als sie jemals stand, und da bin ich sehr froh drüber. Was ich damit sagen will, ist, dass ich viel mitgemacht habe im Leben. Gleich nach dem Krieg hatten wir ja nichts. Na, ich will ehrlich sein, wir auf dem Land haben keinen Hunger leiden müssen.

Aber manchmal gab es keinen Nachtisch!

Es wird so oft dahingesagt: »Und dann kam das Wirtschaftswunder.« Das klingt dann immer so, als hätten die Trümmerfrauen und Kriegerwitwen ein bisschen auf den Steinen rumgeklopft, und zack! war der Tisch reich-

lich gedeckt, und die gebratenen Gänse standen auf der Tafel. So war es nicht. Nur wer die harten Nachkriegsjahre, die langen und eiskalten Hungerwinter und den Wiederaufbau mitgemacht hat, kann das nachfühlen. Wir waren mit wenig zufrieden und wissen auch heute noch zu schätzen, was wir kriegen, statt immer maßlos nach mehr zu rufen. Aber ich will mich nicht verlieren in Vergangenenem und mag nicht klagen über verloren gegangene Bescheidenheit. Wir leben im Hier und Heute, und das ist sehr gut so. Allerdings sollte man etwas anfangen mit den Lehren, die einem das Leben erteilt hat. Wozu hat man denn so lange gelebt, wenn man nichts daraus lernt, frage ich Sie? Es wäre doch alles für die Katz gewesen, würden wir Alten nicht etwas begriffen haben und das nun auch weitergeben!

Denke ich an die strengen Hungerwinter – ach, das war schlimm! Seinerzeit hatte alles Vorrang, was die Menschen satt machte. Und damit es genug zu essen gab, musste die Ernte sichergestellt werden. Da packten alle mit an! Als ich ein Schulkind war, hießen die Herbstferien noch Kartoffelferien, und zwar aus gutem Grund. Das Schulfrei war extra so gelegt, dass wir Kinder dem Vater bei der Kartoffelernte helfen konnten. Seinerzeit gab es noch keine Erntemaschinen so groß wie ein Müllauto, die durch die Reihen fahren. Man staunt ja, was da heute alles über den Acker brummt. Die Ungetüme sind beinahe so groß wie diese Fischtanker, die die Heringe nicht nur fangen, sondern gleich schlachten, ausnehmen, das Gedärm und die Flossen an die Möwen verfüttern und am Ende mit tiefgefrorenen Filets im Hafen einlaufen. So ähnlich sind die Kartoffelerntemaschinen

heute doch auch schon. Glauben Sie mir, noch ein paar Jahre, und es plumpsen fertige Pommies hinten raus oder Kartoffelpuffer mit Apfelmus.

Als ich ein kleines Mädchen war, sah das noch anders aus. Unser Opa Strelemann hat zur Ernte den Braunen angespannt und ließ ihn die Kartoffelschleuder durch die Reihen ziehen. Das Ding tat, was seine Aufgabe war, und schleuderte die Erdäpfel mit Schwung aus der Erde. Oma, Mutter, mein Bruder Fritz und ich mussten nun aufsammeln, was der Acker hergab. In große Weidenkippen warfen wir die Kartoffeln und schleppten die Körbe, sobald sie voll waren, zum Pferdewagen am Ackerrand. Ach, das war eine schwere Arbeit. Gebückt krochen wir durch die Reihen, um jede noch so murmelkleine Kartoffel einzusammeln. Die kleinen wurden fürs Vieh gekocht, die großen kamen zur Hälfte in den Keller, und zur Hälfte wurden sie eingemietet. Opa machte jedes Jahr eine Kartoffelmiete. Kennen Sie das noch? Dazu wurde ein Spatentief Erde ausgehoben, das Loch wurde mit ein bisschen Stroh ausgekleidet, und da hinein kamen Kartoffeln und auch Rüben für das Vieh. Alles wurde mit mehreren Schichten Stroh und Erde abgedeckt. Im Winter, wenn die eingekellerten Kartoffeln schrumpelig wurden und zu keimen anfangen, öffnete Opa die Miete, und wir hatten bis ins Frühjahr wunderbare Kartoffeln. Die waren wie frisch! Aber das lohnte sich natürlich nur, wenn man auch eine ordentliche Menge beisammen hatte. Deshalb war Opa bei der Ernte sehr streng und scheuchte uns wieder und wieder durch die Reihen. Dreimal mussten wir über den Acker und auch wirklich noch die letzten Erfeln finden, und wehe, er erspächte

bei der Nachkontrolle mit seinen Adleraugen auch nur eine Knolle! Dann war aber was los. Was meinen Sie, wie der Rücken schmerzte von diesem ständigen Bücken. Oma Strelemann kriegte abends drei Einreibungen mit Franzbranntwein, und damit sie überhaupt morgens wieder aus dem Bett kam, musste Opa ihr auch in der Frühe schon davon aufschmieren. Aber geklagt haben wir nicht, die Arbeit gehörte eben dazu in den Kartoffelferien. Und wenn Opa rief: »Kinder, Nachbar Schulte hat schluderig gesammelt, kommt, wir gehen Kartoffeln stoppeln« – na, dann sind wir, ohne zu murren, auf den Pferdewagen geklettert. Mehrere große Kiepen voll mit prächtigen Kartoffeln haben wir oft noch nachgesammelt, was für eine Freude! Das war Futter genug für zehn Karnickel mehr über den Winter. Das machte den Unterschied, ob wir sonntags einen Braten im Ofen hatten oder ob Schmalhans Küchenmeister war.

Bei uns wurde auch gegessen, was auf den Tisch kam. Es kam gar keiner auf die Idee rumzumäkeln, weil es sonst mit leerem Magen ins Bett ging. Anders als heutzutage.

Gucken Sie sich mal um, überall sieht man verzogene und verwöhnte Kinder! Die gucken einen nicht mal an beim Guten-Tag-Sagen und strecken einem die linke Pfote entgegen. Da kämpft man mit sich, dass man nicht vorbringt: »Welches ist denn das brave Händchen?« Sagt man das, gibt es gleich wieder einen Vortrag, dass das heutzutage nicht mehr schlimm ist, wenn einer Linkshänder ist und der deswegen weder auf dem Scheiterhaufen verbrannt noch mit zurückgebundenem Arm umerzogen wird. Das soll ja auch so sein, aber

trotzdem. Erziehung ist für viele an sich schon ein rotes Tuch. Manche halten gute Manieren und ein bisschen Anstand für Verbiegen der Persönlichkeit. Da darf der kleine Nilas-Leandro eben mit den Straßenschuhen in die Wohnstube und muss auch nicht vom Spinat kosten, wenn er nicht möchte. Pah! Wir mussten immer probieren. Mutter war sehr streng, sie sagte immer: »Renate, du musst es nicht essen, wenn es dir nicht schmeckt, aber gekostet wird zumindest.« Eine Zeit lang versuchte ich, mich mit Bauchschmerzen rauszureden. Da war Mutter aber konsequent: »Wer krank ist, der gehört ins Bett!«, lautete die Verordnung. Und damit war nicht gemeint, dass sich die kleine Renate mit ihrem Lieblingstедdy auf die Couch legte und eine quietschebunte Trickfilmschau im Fernsehen anschaute. Nein, so was gab es damals ja noch gar nicht! Ich musste mich ausziehen und mich in der Schlafkammer oben unterm Dach ins Bett legen. Ohne Buch, nur mit einer Kanne heißem Kamillentee und mit dem Spruch »Wenn du krank bist, kannst du heute Abend bestimmt auch nicht mit uns Radio hören«. Was meinen Sie, wie schnell da die Bauchschmerzen weg waren. Es wurde mir schon nach zehn Minuten so langweilig alleine in der eiskalten Schlafstube, dass ich rasch wieder gesundete. Ich lernte sehr schnell, alles zu kosten, was Mutter kredenzte. Manchmal habe ich es probiert und danach aus Trotz nicht gegessen, obwohl es mir eigentlich gut mundete. Ach, ich war eben schon als Kind ein kleiner Sturkopf. Beim nächsten Mal, wenn das Gericht auf dem Tisch stand, tat ich dann so, als hätte ich es schon immer gemocht, und langte kräftig zu. Mutter sagte nichts, guckte mich aber triumphierend an

und dachte sich bestimmt: »Na, da haben wir beide gewonnen, du kleine Zicke. Du isst, was ich gekocht habe, auch wenn du beim letzten Mal noch so ein Theater veranstaltet hast.«

Einen vollen Teller weiß heute kaum mehr einer zu achten, wissen Sie, heute gehen die Leute am Sonnabend in die Kaufhalle und machen ein Gezeter, wenn es um zehn Minuten vor Ladenschluss keine eingeflogenen frischen grünen Bohnen aus Kenia mehr gibt. Wir mussten noch mit Weitsicht überlegen, was auf den Tisch kommt. Ach, ich will die Zeit nicht wieder zurück, um es ganz klar zu sagen, aber ein bisschen mehr Respekt vor den Lebensmitteln und den Menschen, die sie uns auf den Tisch bringen, der wäre doch angebracht. Wir haben nicht nur das Filet vom Schwein gegessen, sondern es wurde das ganze Vieh verwurstet. Da wusste man, was drin war, und man hat es mit Appetit gegessen. Das Schlimmste, was in die Blutwurst fiel, war ein bisschen Asche von Fleischer Alwins Zigarre, aber das gab letztlich auch Geschmack. Auf jeden Fall war das Schwein nicht so mit Tabletten vollgestopft, dass gegen Angina schon ein Schnitzel half. Ach, hören Sie mir auf. Ich kaufe beim Fleischer, den ich kenne. Vertrauen kann man dem auch nicht, der schummelt ebenfalls und macht Wasser in die Bockwurst, aber wenigstens keine Chemie. Und er hat auch Markknochen, Spitzbeine und Saumagen im Angebot. Eine Schande, was heute alles weggeschmissen wird. Saure Nierchen sind doch ein Gedicht!

Die Zeit, in der es Nahrungsmittel nur rationiert auf Lebensmittelkarte gab, dauerte bis in die Fünfzigerjah-

re hinein. Damals war das mit Obst und Gemüse auch so eine Sache. Im Osten, wo ich ja lebte, bekamen die das einfach nicht in den Griff. Nicht nur Gemüse, auch andere Sachen. Einmal hat ein Fernsehkoch erwähnt, dass Broiler, also gegrillte Hähnchen, eine feine und gesunde Sache seien, und am nächsten Tag rannten die Leute los und kauften Hühner wie die Verrückten. Oder Eier. Eine Zeit lang wurde die Devise ausgegeben, jeden Tag ein Ei zu essen, sei kräftigend und stärkend, aber als die Eier knapp wurden, weil die von Hühnern auf Hähnchen – eben wegen der Broiler – umstellten, hieß es: »Kommando zurück! Zu viele Eier sind ungesund, und der Schollensterin-Spiegel schießt Ihnen hoch. Ein Ei pro Woche genügt.« So steuerten die das halbwegs aus. Aber Kohl, Kohl konnten sie. Kohl gab es immer und reichlich, und zwar in den Varianten Weiß, Rot, Wirsing und Sauer. Äpfel und Kartoffeln waren auch immer zu haben, das war nie ein Problem. Solche Sachen, die man gut lagern konnte, gab es stets zu kaufen. Seinerzeit wurden noch keine frischen Erdbeeren aus Spanien eingeflogen zum Weihnachtsfest, und Bohnen gab es nur, wenn die Saison dafür war. Und bei allem anderen sah es ganz mau aus. Wissen Sie, so exotisches Zeug wie Ananas oder Bananen mussten für Westgeld auf dem Weltmarkt eingekauft werden, und das hatte der Staat nicht. Deshalb gab es das nur ganz selten, und wir mussten uns mit selbst eingeweckten Pfirsichen oder Birnen bei Laune halten und unseren Appetit und Fittaminbedarf stillen. Ich will jetzt hier nicht das Wirtschaftssystem der DDR erklären, das würde zu weit führen, aber eine kleine Geschichte möchte ich Ihnen doch erzählen:

Die Obrigen kriegten das ja mit, dass Obst und Gemüse gesund sind, ganz doof waren sie ja auch nicht. Aber es von Staats wegen selber anzubauen und noch dazu in ausreichenden Mengen, das funktionierte einfach nicht so gut. Wenn es Glas gab für Gewächshäuser, dann gab es keine Öfen, um die zu beheizen. Und wenn es beides gab, gab es keine Leute, die die Tomaten hätten pflücken können. Daran sind die fast verzweifelt und appellierten deshalb an die Kleingärtner, doch bei der Versorgung der Bevölkerung mitzuhelfen. Wissen Se, so wurden die Leute mit Garten ein bisschen diszipliniert. Die hatten zu tun und rackerten und pfligten ihren Kohlrabi und kamen nicht auf den Gedanken, tiefer zu graben und eventuell einen Fluchttunnel zu buddeln. So steuerten die Laubenpieper was bei, damit auch der Städter ohne Gemüsebeet mal ein bisschen was Grünes auf den Teller bekam und nicht nur Sauerkraut wie die Seefahrer, damit sie keinen Skorbut kriegten. So jedenfalls war der Plan, aber wie schon Opa Strelemann immer sagte: »Der Bauer ist nicht dumm.« Die Kleingärtner verstanden das System recht schnell und nutzten es aus. Es war nämlich so, dass die Aufkaufstellen für Gemüse und Obst mehr bezahlten, als das Zeug nachher im Laden kostete! Denken Se nur, ein Kilo Einlegegurken zum Beispiel wurde aufgekauft für 3,80 Mark, und im Konsum gab es die dann für 1,90 Mark.

Nee, die olle Bergmann hat es nicht falsch aufgeschrieben und die Zahlen vertauscht, so war es wirklich! Dass das nicht aufgehen konnte, das war jedem klar, dazu muss man nicht studiert haben. Aber die wollten das so und sub-ven-tio-nier-ten das Grünzeug. Ein schweres

Wort, aber so sagt man, wenn man was beischießt. Gertrud subventioniert den Enkel, hihi!

Nun gab es aber auch ganz Schlaue, die haben ihre Gurken in der Aufkaufstelle abgeliefert und die 3,80 Mark eingesteckt. Anschließend haben sie gewartet, bis der Fahrer vom Konsum kam, die Kisten abgeholt und zur Verkaufsstelle kutschiert hat. Alsdann sind sie in den Laden spaziert und haben ihre eigenen, eben verhökerten Gurken zum halben Preis zurückgekauft. Wenn sie Glück hatten, hatte die Aufkaufstelle noch geöffnet, dann sind sie schnurstracks wieder hin und haben dieselben Gurken das zweite Mal verschербelt. War da schon geschlossen, war das auch kein Problem, dann kamen die Einleger eben über Nacht erst mit nach Hause und wurden schön feucht gehalten. Am nächsten Tag wogen die nun sogar noch mehr als am Tag zuvor und brachten noch mehr Geld.

Ein Kollege von Kurt war ein ganz Gewiefter, der hat mit diesem Geschacher eine Menge Geld verdient. Der hatte sogar eine Kellerbar mit Holzverkleidung, was meinen Sie, was das seinerzeit gekostet hat! Ach, es ist ein Wunder, dass die DDR so lange durchgehalten hat, wenn Sie mich fragen. 1983 muss es gewesen sein, wenn ich es richtig weiß, da haben die vom ollen Strauß – dieser Bullige aus Bayern, den kennen Sie doch, oder? –, von dem haben die ja noch mal eine Milliarde Mark Kredit gekriegt. Westmark, natürlich. Das ist heute eine halbe Milliarde Euro, grob gerechnet. Das klingt viel, aber überlegen Sie mal: Damit hat die DDR dann noch mal sechs Jahre durchgehalten. Bei so mancher großen Bank wäre das heutzutage noch vor dem Früh-

stück durch den Schornstein, glaube ich, aber was weiß eine olle Rentnerin schon.

Kurt und Ilse – das sind sehr nette Freunde von mir – haben da nicht so doll geschummelt wie der Kollege mit der getäfelten Kellerbar, nur ein bisschen. Sie haben ihre Eier auch zur Aufkaufstelle gegeben. Jeder Erzeuger hatte eine Nummer, die auf die Eier gestempelt werden musste, damit man nachvollziehen konnte, wenn ein angebrütetes oder faules Ei dabei war. Die Nummer von Gläfers war die 38, das weiß ich noch genau. Sehen Sie, solche Kleinigkeiten, die ganz unwichtig sind, die merke ich mir, aber wo ich die Brille hingelegt habe, das entfällt mir immer öfter. Ich weiß auch noch die Telefonnummer von Brigitte, der Schwägerin von meinem dritten Mann Franz. Die wohnte in München, das war erst die Vorwählzahl für Westdeutschland, dann 089 und dann 51-7-17.

Nee, 19 hinten, also 51-7-19.

51 hatte Oma Strelemann die Gallenoperation, sieben Junge hatte unser Hund geworfen, und neunzehn war ich, als ich das erste Mal geheiratet habe. So habe ich mir das gemerkt, und das geht nicht mehr raus aus dem Kopf, ob man will oder nicht. Von Brigitte haben wir schon vor bald vierzig Jahren Abschied genommen, eine prächtige Beerdigung war das mit acht Sargträgern und gesetztem Essen hinterher. Ich müsste mir die Nummer nun wirklich nicht mehr merken. Fragen Sie mich aber jetzt nicht, wann Gertrud diesen Monat zur Fußpflege muss, DAS habe ich schon wieder vergessen. Dabei hat sie es mir erzählt, mich dünkt, es war der 17., aber es kann auch der 18. sein.

Jedenfalls hatten Ilse und Kurt die Eier-Nummer 38. Die Eier wurden gestempelt und zur Aufkaufstelle gebracht, das gab pro Stück ein paar Pfennige mehr als die 39 Silberlinge, für die sie nachher feilgeboten wurden im Laden. Nicht viel, aber den Mist macht das Kleinvieh, nicht wahr? Deshalb ist Ilse anschließend zum Krämerladen und hat ihre eigenen Eier zurückgekauft, sie wusste ja die Nummer. Ach, es war eine verrückte Zeit!

Wie bin ich jetzt bloß auf dieses Thema gekommen? Sie müssen entschuldigen, aber bestimmt kennen Sie das von Ihrer eigenen Oma oder Mutti: Wenn man erst mal ins Erzählen gerät, kommt man vom Höckchen aufs Stöckchen!

Aber zurück zu Gertrud und dem Problem mit Gunters Garten.

»Gertrud. Weißt du eigentlich, worauf du dich da einlässt? So ein Garten macht viel mehr Arbeit, als du dir vorstellen kannst.«

Gertrud geht solche Dinge immer ein bisschen einfältig an. Die hört »Garten«, und vor ihrem inneren Auge sieht sie sich Erdbeertorte essen auf der Hollywoodschaukel und Kirschen vom Baum naschen. Vor den Erfolg haben die Götter jedoch den Schweiß gesetzt, und ich wusste in dem Moment offen gesagt nicht, *wie* sehr ich recht behalten sollte ...

»Ich musste es Gunter versprechen. Er wäre nie zur Oh-Pe gegangen, wenn er seinen Garten nicht in guten Händen wüsste. Er hat auch ausdrücklich gewollt, dass du mir ein bisschen unter die Arme greifst, und er lässt auch lieb grüßen.«

Das mit dem »unter die Arme greifen« glaubte ich ihr,

das mit den Grüßen nicht. So was macht Gunter nicht, nie! Ich kenne den ollen Bock doch! Aber dumm ist er nicht, er weiß auch genau, dass Gertrud allein viel zu ... ich suche nach einem charmanten Wort ... sagen wir bequem ist, als dass die sich jeden Tag vom Sofa aufrafft und in die Kolonie »Abendfrieden« fährt, um das Gemüse zu wässern. Gertrud fehlt oft der Antrieb. Sie steht auf dem Standpunkt, dass sie genug gearbeitet hat in ihrem Leben, und lässt es sich gern gut gehen. Das mündet aber in Müßiggang, sage ich Ihnen! Sie macht alles ohne Elan und gibt sich keine rechte Mühe, verstehen Sie? Auch beim Kochen. Alles, was sie anrührt, ist ohne Pfiff und fad. Gertrud kann Soße so andicken, dass man damit mauern kann. Ich habe keine böse Zunge und würde nie behaupten, dass sie nicht kochen kann, aber Norbert ist der einzige Hund in ganz Spandau, der bei Tisch nicht bettelt.

Wissen Sie, so ein Garten ist im Grunde wie ein Haustier. Er braucht täglich Pflege, und wenn es im Sommer richtig heiß ist, müssen gerade die Tomaten jeden Abend gegossen werden. Wenn man nur einen Tag schludert, war es das mit dem Erntestolz. Ich hatte vor zwei Jahren ein paar Tomaten auf dem Balkon in wirklich großen Töpfen. Es kam, wie es kommen musste: Als die üppigen, aber noch grünen Früchte der Reife entgegensteuerten, musste ich für zwei Tage zu meiner Tochter, weil da ... nein, das erzähle ich später, für Kirsten sind Sie noch nicht bereit, glauben Sie mir.

Ich habe die Tomatentöpfe nur für zwei Tage alleine gelassen, und trotzdem war es zu lange. Alles Blattwerk war gelb und welk, die Stängel waren so schwach gewor-

den, dass der Haupttrieb mit den größten, schwersten Früchten abgeknickt war. Das war sehr ärgerlich! Nee, da muss man konsequent dranbleiben und jeden Tag, am besten sogar zweimal am Tag, gießen. Nicht nur wer erbt, muss gießen, auch wer ernten will! Hihi!

Gertrud hat ja ihren Hund, den Norbert. Eine Doberdogge oder so was, auf jeden Fall riiiiiesig, ungestüm und gerne am Toben. Eigentlich ist der Hund überhaupt nichts für eine alte Dame. Gertrud sollte so was Kleines zum Streicheln haben, was auch mit auf der Couch liegen kann. Aber wenn Norbert sich da platziert, muss sich Gertrud einen Küchenstuhl vor den Fernseher holen, so groß ist das Tier. Und der braucht natürlich auch seinen Auslauf. Im Grunde genommen sollte der mindestens zwei-, besser dreimal am Tag für eine Stunde bewegt werden. Gertrud ist aber so bequem, dass sie den Hund bei schlechtem Wetter auch mal allein vor die Tür schickt, damit er sein Geschäft machen kann. Man muss froh sein, dass die Nachbarn sich um ihn kümmern und bei Gertrud klingeln, wenn Norbert mal wieder zu dumm ist, vor der richtigen Haustür um Einlass zu kläffen. Der eine oder andere holt ihn auch immer mal wieder zum Spaziergang ab. Da kriegt er seinen Auslauf, und Frau Haschinger traut sich mit dem Hund in Begleitung auch im Dustern zu ihrem Frauenchor. Da haben beide was davon!

»Na, sind wir mal ehrlich, Renate: So ein Beet ist auch nichts anderes als ein Grab. Ob Eisbegonien oder Kohlrabi – darauf kommt es nun nicht an. Und Gräber beackerst du ja auch!«, überrumpelte mich Gertrud förmlich. Da fiel mir auf die Schnelle nichts drauf ein, und sie

nutzte meine kleine Schwäche gleich, um fortzufahren: »Sollste mal sehen, Renate, und bevor der Herbst da ist, ist auch der Herbst wieder da«, versuchte sie, einen Witz zu machen.

Na, das sah ich aber skeptisch. So blauäugig wie Gertrud war ich da nicht. Man weiß doch, wie das ist! Erst verschiebt sich das mit der Operation um ein paar Tage, dann heilt die Wunde nicht richtig, oder der Doktor hat die falsche Seite operiert oder sein Besteck mit eingenäht – HAT MAN ALLES SCHON GESEHEN! – und zack! – ist der Termin im Reha-Heim nicht mehr zu halten. Dann muss man erst mal ungekurt übergangsweise nach Hause, kann da aber nicht krauchen und braucht Pflege. Ich sah es schon vor mir, Gertrud würde bei Gunter am Bett wachen und ich von früh bis spät im Beet knien? Eine am Bett, eine am Beet war keine schöne Arbeitsteilung. »Obacht, Renate!«, dachte ich bei mir. Wissen Sie, Freundschaftsdienst hin und ein bisschen Hilfe her, man muss auch aufpassen, dass man sich nicht zu viel aufhält. Ich bin nun mal nicht mehr die Jüngste, so manchen Tag spüre ich das in den Knochen. Deshalb stellte ich gleich klar: »Jawoll, Gertrud, meine Gute, du kannst auf mich zählen. Aber nicht mehr als zwei Stunden am Tag!«